Englische Wohlthätigkeit.

Für die Opferwilligkeit und den Gemeinsinn der großen englischen Capitalisten liegt neuerdings ein beredtes Zeugniß vor. Sir Edward Guinneß in Dublin hat, wie aus London gemeldet wird, zum Bau von Arbeiterwohnungen eine Schenkung von 250,000 Pfund Sterling (mehr als fünf Millionen Mark) gemacht. Der großherzige Geber gehört der bekannten Dubliner Brauerei-Familie an, welche in Lord Ardelaun seit 1880 schon einen Vertreter im Oberhause sitzen hat Die Quelle ihres Glücks bildet das weltbekannte Guinneß' Stout jenes dunkle, starke, schäumende Bier, das dem Austern-Esser als Begleiter seiner Leibspeise unentbehrlich ist, die Blutleere wirkungsvoll bekämpft und mit dem hellgelben Ale die Zweitheilung darstellt, die der Brite nach dem Muster seiner beiden verfassungsgetreuen Parteien in alle Verhältnisse hineinzutragen liebt. Vor drei Jahren übernahm eine Actiengesellschaft das Geschäft und zahlte den Inhabern der Firma als Kaufgeld die enorme Summe von 5,000,000 Pfund Sterling aus. Die Freigebigkeit ist in der Guinneß'schen Familie erblich. Der verstorbene Sir Benjamin Lee Guinneß schenkte 160,000 Pfund Sterling zur Reparatur der St. Patricks Kathedrale in Dublin. Die Guinneß'sche Brauerei wurde im Jahre 1759 von Arthur Guinneß gegründet. Sie ist jetzt die größte der Welt und bedeckt einen Flächenraum von fast 42 Acres. Sie beschäftigt beinahe 3000 Leute. Obgleich ihr Capitalwerth auf 6,000,000 Lstr. angeschlagen wurde, ist der Marktwerth heute viel höher. Die Actien notiren zum dreifachen Nominalwerth.

Sir Edward hat den Hort in die Hände dreier Männer gelegt, Lord Rowton, Ritchie und Plunket; Ritchie ist der Präsident des Localverwaltungsamtes und Plunket Bautenminister; sie haben dafür zu sorgen, daß die Armenwohnungen denen zu gute kommen, die bis jetzt von den Gebäuden der Peabody-Stiftungen und den Handwerkerwohnungen der durch Sir S. Waterloo gestifteten Improved Idustrial Dwellings Company ausgeschlossen blieben. Peabody, ein edelmüthiger Amerikaner, der in London als Bankier starb und dessen Erzbild jetzt hinter der königlichen Börse auf bequemem Sessel der Ewigkeit entgegenruht, verausgabte im Ganzen eine halbe Million für solche Armenwohnungen; aber leider findet das verworfene London, das sich mit den fürchterlichen Schlupfwinkeln des Ostendes behilft, darin keine Aufnahme, sondern der wohlhabendere Handwerkerstand, der auch ohne Peabody und Waterloo menschenwürdige Unterkunft gefunden hätte. Ob Guinneß mit seinen Tausenden mehr Glück hat, bleibt leider abzuwarten; die gestellte Aufgabe ist schwer zu lösen. Die neuen Wohnungen, die zu vier Fünftel in London und zu einem Fünftel in Dublin zu erbauen sind, sollen zu niedrigen Preisen vermiethet und der Ertrag zur Errichtung neuer Wohnungen verwandt werden.

Zu Wasser nach Central-Afrika.

In England ist man geneigt, den Mittheilungen Stanleys über den Flächenumfang des Victoria-Nyanza-Sees die weitgehendste Bedeutung im Hinblick auf die handels- und verkehrspolitische Zukunft Binnenafrikas beizumessen. Wie schon berichtet worden, hat Stanley sich durch persönlichen Augenschein überzeugt, daß das genannte Wasserbecken sich nicht unbeträchtlich weiter erstreckt, als bis dahin angenommen worden war. Der Victoria-Nyanza entsendet nämlich einen langen Ausläufer in südwestlicher Richtung, welcher den diesen See von dem Tanganyika trennenden Zwischenraum auf nur 155 englische Meilen verringert, den wahren Flächeninhalt des Victoria-Nyanza aber um 1900 Quadratmeilen vermehrt. Auf Grund dieser Stanley'schen Entdeckung erhält man von der Anordnung der großen afrikanischen Binnenseen ein ganz anderes Bild; gerade die beiden größten derselben treten in ein ungleich engeres Verhältniß zu einander; der Umstand, daß Victoria-Nyanza und Tanganyika nur anderthalbhundert englische Meilen auseinanderliegen, hat in unternehmenden englischen Köpfen schon den Plan entspringen lassen, das fehlende Zwischenglied durch Anlegung eines Canals zu ergänzen und dadurch einen Wasserweg von dem Mittelmeere bis in das Herz des dunklen Welttheils, und darüber hinaus, zu schaffen; einen Wasserweg, der freilich hier und da durch Wasserfälle, Stromschnellen und Untiefen unterbrochen wird.

Wenn nach Stanley's Richtigstellung die Gesammtlänge des Victoria-Nyanza nunmehr auf 270 Meilen sich erhöht während der Tangonyika ihrer ihrer 400 mißt und der Zwischenraum mit 155 Meilen hinzukommt, so würde nach Fertigstellung des Verbindungscanals zwischen beiden Wasserbehältern Binnenafrika in den Besitz einer ununterbrochenen schiffbaren Straße von 825 Meilen treten. Einen Verbindungscanal von **155** Meilen Länge in Centralafrika zu bauen, ist übrigens eine Aufgabe, die viel zu großartig ist gegenüber dem geringen Nutzen, den ein solcher Canal bieten könnte.

— Die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" veröffentlicht einen Musikbrief aus Köln, worin sich folgende stilvolle Auslassung über das Verdi'sche Requiem findet: „Denn, was wäre wohl aus dem Requiem geworden, wenn der Meister bei der Composition seine ganze Eigenart sorgsam verschlossen hätte, wenn er, der heißblütige Italiener, dessen Melodien gerade diese Eigenschaft, und gewiß nicht zu ihrem Nachtheile, widerspiegeln, trauernd sein Haupt verhüllt, die Stirne in fürchterliche Falten gezogen, Sprechversuche in einer ihm bis dahin völlig ungewohnten Redeweise angestellt und die ihm leicht einfallenden Gedanken verjagt oder „gegen den Strich gebürstet" hätte. Derselbe Schriftsteller berichtet über eine Sängerin, deren „meisterlich geschulter Sopran mühelos bis in die Schneeregionen der menschlichen Stimme emporsteigt." Das muß hübsch sein!

Auf Wache.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Von **Gerhard v. Amyntor.**

Es war noch in jener gemüthlichen Zeit, da kein Fernsprech-, kein Blitzschrift-Draht an hohen Stangen die Straßen entlang lief; da auf dem Thurm des Rathhauses noch ein Thürmer hauste, der die vollen Stunden mit einem schmetternden Hornsignale verkündete, und da man, um Licht zu machen, die dicken phosphor- und schwefelbetupften Zündhölzer noch in ein Fläschchen tauchte, das mit angefeuchteter Asbestmasse gefüllt war. In dieser guten, alten, geduldigen, glaubensstarken Zeit gab es auch noch Lieutenants mit einer Glatze auf dem Schädel und mit dem Auszeichnungskreuz für fünfundzwanzigjährige Diensttreue auf der Brust; ja, es ist einmal vorgekommen, daß die beiden Lieutenants, die zum Zwecke der Ablösung mittags 12 Uhr auf der Hauptwache vor einander den Degen senkten, Vater und Sohn waren.

Ein solcher betagter Lieutenant mit je einem Sternlein im Epaulett saß in der Festung G. an einem frostklaren Weihnachtsabend als Wachthabender in der öden ungemüthlichen Wachtstube. Das gelieferte Talglicht brannte auf dem rohen eichenen Tische; neben dem Leuchter lag auf eisernem Untersatze die vorschriftsmäßige Lichtschere, ein Instrument, mit dem der Herr von Schöppenheim ab und zu die verkohlte und aus dem Flammenkegel seitlich herausstarrende „Lichtschnuppe" wegputzte. Der hohe mächtige Kachelofen war mit gutgetrockneten Holzscheiten vollgepfropft, welche lustig knatterten und prasselten; Kohlen kannte man noch nicht; die vaterländischen Waldungen lieferten noch Holz genug und zu so billigem Preise, daß selbst der haushälterische Herr Fiscus dieses Heizmaterial den Truppen in die Caserner lieferte.

Herr von Schöppenheim saß seitlings am Tische, die langen Beine ausgestreckt, den linken Arm auf die Tischplatte gestützt, den Handrücken der Linken unter dem rasirten Kinn, im Winkel des bartüberschatteten Mundes die lange Weichselrohrpfeife, in deren mit dem Brustbilde des Königs bemaltem Porzellankopfe ein billiger aber nicht unangenehm duftender Knaster, das Pfund zu sechs „guten Groschen", schwelte. Auf der linken Brustseite der knappen frackähnlichen Montur funkelte in der Höhe des zweiten Knopfes von oben das bedeutungsvolle güldene Kreuzchen am blauen Bande; er hatte es im letzten Juni erhalten, und es verkündete, daß sein braver Besitzer schon seit einem Vierteljahrhundert des „Dienstes ewig gleichgestellte Uhr" aufziehen half und immer noch vergeblich auf die Doppelsterne des „Capitäns" hoffte und harrte.

Der alte Premierlieutenant pufft ruhig fort und sieht träumerisch in die graublauen Rauchwirbel, die sich seinem Munde entkräuseln und dann zerflatternd zur Decke emporsteigen. Dann und wann wendet er sich lässig nach dem Tisch herum, ergreift das dort befindliche Fläschchen, gießt aus demselben eine wasserhelle Flüssigkeit in das ebenfalls vom „Calefactor" hingestellte Spitzgläschen und trinkt bedächtig einen kleinen, ganz kleinen Schluck. Durch das Zimmer geht dann der strenge Duft alten Franzbranntweins und mischt sich allmählich mit dem Geruch des Knasters; Herr von Schöppenheim schnalzt prüfend mit der Zunge, fährt mit der Rechten über den langen Schnurrbart, um die an demselben haftenden Schnappströpfchen fortzuwischen, wendet sich zurück in die alte Sitzlage, pafft zwei-, dreimal schnell hintereinander, um sich zu versichern, daß die Pfeife noch brennt, und versinkt wieder in seine schwermüthigen Gedanken und Erinnerungen.

Die an seiner Pfeife baumelnde, aus silbernen und grünseidenen Fäden kunstvoll gedrehte Schnur scheint es ihm besonders anzuthun. So oft sein Blick auf dieselbe herniederschweift, seufzt er tief auf; dann nickt er mehrmals leise und langsam mit dem Kopfe, ergreift die Quasten, in welche die Schnur ausläuft, und seufzt wiederum wie ein Edelwild, das den tödtlichen Blattschuß erhalten hat. Heute vor zwanzig Jahren — o, er erinnert sich noch ganz genau des gesegneten Abends! — haben ihm liebe Hände diese Pfeifenschnur geschenkt. Ein herziges, süßes Kind von sechzehn Lenzen hatte sie ihm unter den Christbaum gelegt, der im Hause des „Ingenieur-Officiers vom Platze" brannte. Er, ein junger, eben erst zu seiner Würde beförderter Lieutenant, war Gast in diesem Hause. Wie doch die Jahre enteilen! Der Ingenieurofficier schlummert längst unter dem Epheuhügel da draußen auf dem Garnisonfriedhofe im Glacis, und Anna, sein hinterlassenes Töchterlein, ist nun ein sechsunddreißigjähriges reifes, sehr reifes Fräulein geworden, das mit ihrer greisen Mutter von einer knappen Wittwenpension bescheiden und anspruchslos dahinlebt. Aber dem braven Herrn von Schöppenheim erscheint das reife Fräulein Anna von Ziegner immer noch ebenso reizvoll und begehrenswerth, wie an jenem fernen Weihnachtsabende, da der erste Funke der Liebe in sein jugendliches Herz sprühte.

Durch lange zwanzig Jahre hindurch ist er ihr treu geblieben, ohne durch ein ausgesprochenes Gelöbniß gebunden zu sein. Wie hätte er, der aussichtslose, unbemittelte Lieutenant, auch jemals wagen sollen, der armen, ebenso aussichtslosen Officierstochter einen Antrag zu stellen? Dazu würde einmal Zeit und Veranlassung kommen, wenn er sich als Capitän und Compagnie-Chef in der Lage befände, einen eigenen Herd zu gründen.... aber, du lieber Gott! Das kann immer noch ein, auch zwei Jahre dauern, wenn sich nicht der taube Schmettwitz, der älteste Capitän des Regiments, schon früher entschließt, seinen Abschied zu nehmen. Ginge der alte wacklige Invalide wirklich bald einmal freiwillig hinter die Front, nun ja, dann wäre ja Grund zu froher Hoffnung vorhanden, denn das Avancement pflegt in solchem Falle durch die Gnade Sr. Majestät dem betreffenden Truppentheile zu verbleiben, und ein Einschub wäre kaum zu befürchten.

Wieder seufzt der Herr von Schöppenheim; er hat daran gedacht, was wohl Anna auf seinen dereinstigen Antrag antworten wird? Wenn sie ihm auch schon manchen Beweis ihrer theilnehmenden Gesinnung erbracht, wenn sie ihn auch im Laufe der Jahre mit einem gestickten Tabaksbeutel, mit gestickten Pantoffeln, mit einem gestickten Hauskäppchen, ja, selbst mit gestickten Hosenträgern beschenkt hat, er kann doch keineswegs darauf schwören, daß sie ihm ohne Weiteres an's Herz sinken und sich sofort bereit erklären wird, Freud und Leid des Lebens mit ihm als Gattin zu theilen. Denn unberechenbar sind die Weiber, und wandelbar und unzuverlässig ist ihre Gunst! Beunruhigt thut sein Herz einige stärkere und rhythmisch ungleiche Schläge; er fühlt die ganze wonnige Pein der sich mit Zweifeln marternden Liebe, und er gäbe ein Viertel seines kurzen monatlichen Gehaltes darum, wenn er jetzt in dem bekannten Häuschen der Schmiedegasse weilen und der so lange von fern Angebeteten zu Füßen sinken und endlich, endlich einmal jubelnd hinausrufen dürfte: „Anna, du mein süßes Mädchen, ich liebe dich, willst du mein Weib werden?"

Der Posten vor dem Gewehr ruft ein langgedehntes „R—r—aus!" in die Stille des abendlich todten Städtchens.

Herr von Schöppenheim stellt die Pfeife hinter sich gegen die Stuhllehne, schnellt empor, stülpt den Czako auf das Haupt, zieht schnell die weißen waschledernden Handschuhe an (in welche Anna ebenfalls die Buchstaben O. v. S. — er heißt Otto — gestickt hat) und stürzt in vorschriftsmäßiger Eile aus der Stube. Draußen steht die Wachmannschaft schon ausgerichtet im Gewehr. Der Unterofficier flüstert ihm zu: „Ablösung, Herr Lieutenant." Eben verhallt der sechste Schlag der Rathhausuhr und der Thürmer hebt in lustiger Höhe seinen Trompetensatz zu blasen an. Der Herr Premier-Lieutenant commandirt: „Gewehr auf!" „Gefreiter vor!" „Ablösung vor!" „Abmarschirt!", und wie sich die Ablösungstrupps in Bewegung setzen, beendet er den dienstlichen Act mit „Gewehr ab!" und Weggetreten!" Die Soldaten eilen zurück in ihre warme Stube und der Officier steht allein draußen und überblickt die Fensterreihen der den Marktplatz umfassenden Häuser. Durch alle Scheiben flimmert der Schein der brennenden Christbäume; im Erdgeschoß der gegenüberliegenden Apotheke kann Herr von Schöppenheim die Kinder des Apothekers erkennen, die sich jauchzend um den mit allerlei Spielzeug bedeckten Tisch drängen. Sein Herz wird immer schwerer.

Alle Welt erfreut sich heute im Kreise der Lieben, und er hat das Pech, daß er am Weihnachtsabend auf Wache sitzen muß! Was wohl Anna jetzt treiben mag? In den letzten Jahren hatte er den heiligen Abend mit ihr zusammen verlebt; die alte Frau von Ziegner pflegte ihn immer zum brennenden Christbaum einzuladen, Mutter und Tochter überraschten ihn dann mit je einer gutgemeinten Stickerei, und er wagte ebenfalls eine werthlose Kleinigkeit den Damen als Gegengabe zu Füßen zu legen. Heute hat sich ihm Anna noch durch kein Liebeszeichen in Erinnerung gebracht; sie weiß, daß er auf Wache ist und wird wohl morgen Abend das Versäumte nachholen. Oder ist ihr Schweigen die nicht mißzuverstehende Andeutung, daß sie des Verkehrs mit ihm müde ist, daß sie sich zurückziehen und ihn, den hölzernen Liebhaber, der in zwanzig Jahren nicht den Muth zu einem offenen Antrage fand, gern den andern Damen überlassen will? Er erschrickt über diese Möglichkeit, und etwas wie Weltschmerz und bitterer Groll auf seine Armuth und Gebundenheit will ihm ans alte, ehrliche Soldatenherz kriechen. Doch eine so schreckliche Wendung der Dinge wird der gütige Gott nicht zulassen! Was sollte er, der Premier-Lieutenant von Schöppenheim, ohne den Sonnenschein aus Annas Augen beginnen? An diesen Sonnenschein hat er sich gewöhnt wie an eine Daseinsbedingung, ohne ihn würde er, wie eine Pflanze im Keller, verkümmern und elend zu Grunde gehen!

In allen schicksalsreichen Lagen seines Lebens hat er immer der Armen gedacht. Wenn ihm eine unverhoffte Freude oder auch ein unerwarteter und besonders empfindlicher Schmerz zutheil wurde, dann hat er immer einen Hilfsbedürftigen aufgesucht und ihm durch eine den eigenen bescheidenen Verhältnissen angemessene Gabe eine Freude zu bereiten gesucht. In jedem Menschen, der sich ein fühlendes Herz bewahrt hat, lebt der Drang, die Freude mit anderen zu theilen, auch der Aufgeklärteste hofft den Zorn der ewigen Gewalten durch ein Opfer auf dem Altar der Nächstenliebe mildern oder gänzlich abwenden zu können. So will auch heute Herr von Schöppenheim etwas Gutes thun, damit ihm die göttliche Gnade den Sonnenschein aus Annas Augen erhalte. Aber wie und auf welche Weise konnte er das thun?

Er hatte nur noch wenige Groschen und der December währte noch sieben Tage lang, bevor der Erste und mit demselben ein neues monatliches Gehalt da ist. Er sinnt und sinnt. Da hört er von der Apotheke her liebliche Kinderstimmen, die das Bibelwort singen: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! auch den Armen, Gedrückten, der Freiheit Beraubten! Er weiß, was er zu thun hat.

Auf dem Absatz macht er Kehrt und wendet sich wieder dem Wachtgebäude zu. Er betritt aber nicht sein Zimmer, sondern ruft sich aus der Mannschaftsstube den Unterofficier heraus.

Holen Sie mir den Schließer. Ich will die Arrestanten revidiren.

Zu Befehl, Herr Lieutenant.

Wenige Minuten später schreitet Herr von Schöppenheim neben dem mit einer Laterne leuchtenden Schließer durch einen schmalen, langen Gang, auf dessen beiden Seiten sich die Thüren zu den verschiedenen Arrestzellen befinden. Es gibt heute nur drei Arretirte: die Weihnachtszeit hat entweder auf die Disciplin der Truppen oder auf die Milde der Befehlshaber den günstigsten Einfluß geübt.

Zwei Arrestanten hat der Officier schon gesehen und ihnen durch freundlichen Zuspruch und Ermahnung den Beweis erbracht, daß sie auch hier nicht vergessen und des Antheils ihrer Vorgesetzten noch würdig sind. Er bleibt jetzt vor der dritten Thür stehen und sieht den Schließer fragend an.

Dieser meldet: Sträfling Greif.

Herr von Schöppenheim weiß Bescheid. Greif ist jener der ganzen Garnison bekannte Sträfling, der kurz vor Beendigung seiner zehnjährigen Strafzeit ausgebrochen und desertirt war. Man hat ihn wieder erwischt, und er sitzt nun hier in Untersuchung, da gegen ihn der Verdacht eines während seiner kurzen Freiheit verübten Einbruchs in eine Mühle und der schweren Körperverletzung des betreffenden Müllers vorliegt.

Schließen Sie auf! befiehlt er.

Der Schlüssel kreischt im Schlosse. Der Unterofficier reißt die Thüre auf, leuchtet in die Zelle und ruft:

Greif! der wachthabende Officier besucht dich! Damals galt im Heere noch das gemüthliche Du.

Der gefangene Sträfling steht kerzengerade und blickt erwartungsvoll auf den eintretenden Lieutenant.

Lassen Sie uns allein! wendet sich dieser an den Unterofficier zurück.

Der Schließer stellt die Laterne in die Zelle auf den Fußboden, macht Kehrt und drückt die Thür von außen in's Schloß.

Greif! hebt Schöppenheim an, ich möchte —, er stockt und kann das „Dir" nicht über die Lippen bringen. Der Sträfling hat ein altes, durchfurchtes Gesicht und an seinen Schläfen zeigen sich schon merklich graue Haare. Ich möchte Euch, verbessert er sich unwillkürlich, heut am heiligen Abend eine kleine Freude machen; aber, Ihr wißt, die Dienstvorschriften sind streng und ich bin nicht gewillt, mich gegen dieselben zu vergehen. Wenn Ihr aber einen Wunsch habt, den ich ausnahmsweise erfüllen kann, so redet.

Der Herr Lieutenant sind sehr gütig — ich hätte wohl einen Wunsch.

Nun? Was ist's? Heraus mit der Sprache!

Herr Lieutenant — es ist Ihnen ja wohl bekannt, daß ich verheirathet bin —

Das weiß ich. Ihre Frau hält sich hier am Orte sehr brav. Sie wäscht bei einer Frau v. Ziegner, die nur Gutes von ihr spricht —

Das freut mich, Herr Lieutenant; aber meine Frau scheint mich vergessen zu haben. Ich verdenke ihr's nicht; sie wird sich wohl des Sträflings schämen. Ich habe aber noch eine Tochter, fährt Greif mit unsicherer Stimme fort, die hat mich nicht vergessen; alle vier Wochen schreibt sie mir einen Brief und spricht mir Muth und Trost zu; und sie versichert immer, daß sie mich, ihren Vater, von Herzen lieb habe, trotz meiner Sträflingsjacke, — und — und — wenn der Herr Lieutenant es möglich machen könnten, daß ich das Kind einmal wiedersähe — — ich habe sie seit zehn Jahren nicht mehr gesehen, sie muß jetzt schon über fünfzehn alt sein —

Ich will sie holen lassen und Ihr sollt in meiner Gegenwart mit ihr sprechen.

Ach, du mein Gott! stieß der Sträfling lachend und schluchzend hervor und er bückte sich und bedeckte des Officiers Rechte mit Küssen und Thränen. Welche Freude! das wird Ihnen der liebe Gott lohnen! Ich soll meine Marie wiedersehen, meine kleine, liebe Marie!

Fassen Sie sich, Greif! mahnte der erschütterte Officier, der seine Hand zurückzog, wenn sie zu finden ist, sollen Sie sie sprechen.

Der Bursche des Herrn von Schöppenheim ging bald darnach auf die Suche, und es schlug grade drei Viertel auf Sieben, als er schon mit Marie Greif, der Tochter des Sträflings, und der Waschfrau zurückkehrte. Das fünfzehnjährige Mädchen, schon völlig erwachsen und durch die brave, fleißige Mutter in seiner äußern Erscheinung sehr gut gehalten, sah in seinem warmen Mäntelchen und dem geschlossenen Hütchen wie eine Dame aus. Der Officier ließ Greifs Zelle wieder aufschließen und gestattete, daß sich Vater und Tochter über die Schwelle derselben die Hand reichten und ein Viertelstündchen miteinander plauderten.

Er hatte ein gutes Werk gethan, diese Ueberzeugung erfüllte ihn mit einem frohen, zuversichtlichen Gefühle, als er das Mädchen wieder ins Freie geleitete. An der Ecke des Wachtgebäudes sagte ihm Marie in herzlicher Dankbarkeit Lebewohl; er wünschte ihr gesegnete Feiertage und die Erfüllung ihrer Gebete für ihren unglücklichen Vater.

In dem engen Gäßchen, das neben der Wache in den Marktplatz einmündete, näherte sich in diesem Augenblicke eine schlanke hohe weibliche Gestalt. Wie sie den Officier mit einer Dame im Gespräch erblickte, stutzte sie und schien umkehren zu wollen; doch sofort hatte sie sich auch schon anders entschlossen, sie beschleunigte ihre Schritte, und ging, wie es schien, aufgeregt auf ihr Ziel los.

Adieu, Mariechen! das war lieb von Ihnen! rief gerade Herr von Schöppenheim der Sträflingstochter nach, die quer über den Marktplatz davonhuschte, als die hohe Gestalt aus dem dunklen Seitengäßchen neben ihm auftauchte und ihn mit der strengen Frage überraschte:

Herr von Schöppenheim, wer war das?

Der Angeredete fuhr zusammen; er hatte die Annäherung der dritten Person gar nicht bemerkt. Doch jetzt erkannte er dieselbe in freudigem Schreck:

Fräulein von Ziegner? Wahrhaftig, Sie sind es! Er wollte ihr beglückt die Hand bieten: doch schaudernd trat sie einen Schritt zurück und wiederholte noch strenger:

Wer war das?

Die Person mit der ich eben sprach? Das ist ein junges Mädchen, dem ich —

Ein junges Mädchen! stöhnte Fräulein von Ziegner schmerzlich auf, indem sie auf das Wort „junges" einen ganz besonderen, fast höhnischen Nachdruck legte. Ein junges Mädchen! und das besucht Sie am heiligen Abend auf der Wache! O, mein Gott! das — das — habe ich nicht vermuthet!

Sie taumelte.

Der Officier fing sie in seinen Armen auf, sonst wäre sie auf dem schneebedeckten Pflaster zusammengebrochen.

Aber mein gnädiges Fräulein, so hören Sie doch! Sie sind in einem unheilvollen Irrthum begriffen! Sie kennen ja das Mädchen; es ist die Tochter Ihrer Waschfrau — —.

Er predigte tauben Ohren. Die Dame in seinen Armen war ohnmächtig.

Mein Gott! dachte er in höchster Besorgniß, ich kann sie doch nicht hier in den Schnee legen. Sie muß in die warme Wachtstube — Noth kennt kein Gebot! — so wird sie am ehesten wieder zu sich kommen.

Er trug die süße Last in sein Zimmer. Dort legte er sie auf das mit Leder bezogene Wachtsofa und spritzte ihr kaltes Wasser ins Gesicht. Dann kniete er neben ihr nieder, rieb ihr die rechte Hand und bat sie mit den süßesten Schmeichellauten, sie möchte doch nur wieder die Augen aufschlagen und ihn nicht der Angst und Verzweiflung überlassen.

Endlich erwachte sie aus ihrer todtähnlichen Erstarrung. Mit mattem Augenaufschlage sah sie ihn an und da sie ihn erkannte, lächelte sie ihm holdselig zu. Doch sofort erinnerte sie sich auch dessen, was vorgefallen. Sie richtete sich halb auf, stieß ihn von sich und stammelte entrüstet:

Lassen Sie mich! Rühren Sie mich nicht an! Ich will nach Hause.

Sie versuchte aufzustehen.

Doch er drückte sie mit sanftem Zwange wieder auf den Sitz zurück und sagte entschlossen:

Erst müssen Sie mich anhören, Fräulein von Ziegner. Jenes Mädchen ist die Tochter eines Sträflings, die ihren hier im Arrest befindlichen Vater besucht hat und die ich dienstlich aus der Wache zurückgeleiten mußte; ich habe sie heut zum ersten Mal in meinem Leben gesehen.

Die Rosen neuen Lebens blühten auf Fräulein Annas schon etwas runzliger Wange auf.

Die — Tochter — — eines — Sträflings?

So ist es, bei meiner Ehre! Sie heißt Greif; die Mutter derselben ist Ihre Waschfrau.

Beschämt und verwirrt, und doch im Innersten hochbeglückt, vernahm die sechsunddreißigjährige Schöne diese Kunde. Schüchtern blickte sie ihren Ritter an, der lang und hager, wie ein zweiter Don Quixote, vor ihr stand, und hauchte schmachtend:

Können Sie mir mein Mißtrauen vergeben, Herr von Schöppenheim?

Von Herzen gern, Fräulein Anna; — er nannte sie zum ersten Male bei ihrem Vornamen —, verdanke ich ihm doch die Wonne, daß Sie als Christgeschenk hier in meiner Wachtstube verweilen.

In der Wachtstube! rief sie erschrocken und sprang nun wirklich auf, um schnell den bloßstellenden Ort zu verlassen.

O, bitte, gönnen Sie mir noch einen einzigen Moment! bat der Officier, immer kühner werdend und sie mit feurigem Druck an der Hand festhaltend. Es kommt nun in der That nicht mehr darauf an, wie lange Sie hier waren. Der Posten vor dem Gewehre hat Sie doch gesehen, vielleicht auch erkannt; morgen weiß möglicherweise die ganze Festung, daß das Fräulein von Ziegner den Premierlieutenant von Schöppenheim auf der Wachtstube besucht hat.

Barmherziger Gott! dann ist mein Ruf für immer vernichtet! klagte sie zimperlich. Was wird die Welt von mir denken?

Sie wird denken, daß Sie meine Braut sind und daß Sie mich in einer wichtigen Angelegenheit, die keinen Aufschub duldete, durchaus sprechen mußten.

Ach, das wäre immer noch schlimm genug, wandte sie zagend ein; aber.... aber....

Nun? was für ein Aber?

Ich bin ja nicht Ihre Braut, kam es schämig über ihre zuckenden Lippen.

O, doch, Anna, wenn Sie's nur wollen! Hier, hier liege ich zu Ihren Füßen—er kniete wahrhaftig nieder, sodaß ihn der lange Degen beinahe zum Fallen gebracht hätte—und flehe dich an. Anna! Geliebte! Angebetete! willst du mein Weib werden?

Schnell überwunden beugte sie sich über ihn und sank ihm schluchzend an die Brust.

Nun folgte eine so herzinnige Umarmung und ein so weltvergessenes Küssen, daß der Posten vor dem Gewehre, der bequem durch einen Ritz des Fenstervorhanges die kriegerische Verlobung mit ansehen konnte, neidisch dachte: Wer es doch auch so gut hätte!

Aber, Otto, hob das Fräulein an, die sich endlich, um Luft zu schnappen, den feurigen Küssen des alten Liebhabers entzog, die Rechtfertigung meines Hierseins? Was sollen wir sagen, wenn man uns fragt, wie ich hierher auf Wache gerathen bin?

Nichts einfacher als dieses! Du hast mich dringend sprechen müssen; hast mich herausrufen lassen wollen und bist plötzlich so unwohl geworden, daß ich dich in die Stube geleiten mußte. Was hat dich eigentlich in das kleine Gäßchen geführt, Geliebte?

Ich war ja auf dem Wege zu dir, um dir eine große Neuigkeit durch deinen Burschen hineinsagen zu lassen — —

Nun, siehst du! was ist denn geschehen?

Denke nur! Herr von Schmettwitz nimmt den Abschied.

Schmettwitz? Ist das richtig? fragte er in jubelnder Ueberraschung.

Ja, Geliebter. Frau von Schmettwitz hat eben meiner Mama geschrieben; er hat 10,000 Thaler von einer Tante geerbt, und nun reicht es mit seiner Pension, und noch diesen Monat kommt er er um seinen Abschied ein.

Dann bin ich im Januar Capitän. Hurrah! Im nächsten Frühling ist unsere Hochzeit!

Er stürmte aufgeregt durch die Stube und schmeckte noch immer den Abschiedskuß, den ihm die scheidende Braut auf die Lippen gebrannt hatte.

Welch ein ereignißreicher, gottgesegneter Weihnachtsabend war das für ihn geworden! Eine Braut errungen und die sichere Anwartschaft auf das so lange heißersehnte Capitänspatent!

Noch als hochbetagter Oberst a. D. pflegte der Herr von Schöppenheim mit Vorliebe von diesem wunderbaren heiligen Abend zu erzählen; er war der festen Ueberzeugung, daß die frohen Ueberraschungen desselben nur ein Himmelslohn für das Liebeswerk gewesen waren, mit dem er den armen sehnsuchtgequälten Sträfling beglückt hatte. Und in diesem Punkte irrte er sicher nicht. Jede Gutthat, die wir andern erweisen, trägt auch für uns selbst ihre herrlichen Früchte, und das nicht nur am heiligen Abend, sondern an jedem Tage und jedem Abend unseres ganzen Erdenwallens.

Vom Schenken.

Das älteste Schenken war zweifelsohne der Tribut. Alle die vielgestaltigen Formen, welche der Starke ersand, um den Schwachen zu brandschatzen, oder der Schwache, um sich vom Starken Schonung auszuwirken, von den Opferthieren, welche vor zehntausend Jahren auf den Altären der gefürchteten Götter geschlachtet wurden bis zu dem Truthahn, den der Bauer dem Pfarrer noch heute in die Küche bringt, sind nur verschiedene Gestaltungen desselben Gedankens. Bei den orientalischen Völkern gehört das Schenken der Kleinen an die Großen von jeher zu den Formen des Staatsverkehrs und die regelmäßigen Zwangsgeschenke des Vasallen an den Lehnsherrn spielen dieselbe Rolle in unserem Feudalwesen. Zwar sind die Philologen darüber uneinig, ob das romanische Regalo, welches im Italienischen noch heute das Hauptwort für Geschenk und aus dem Spanischen in's Italienische, von da in's Deutsche und Französische übergegangen ist (regaler, regaliren) vom lateinischen Rex und regalis abstamme. Jedoch stimmt die Sache dem Sinn nach so ganz und gar zusammen, daß man sich durch kleine Zweifel, die aus den Gesetzen der Lautumbildung gezogen werden, daran nicht irre machen zu lassen braucht. An die größten Sultane und die kleinsten Negerfürsten tritt man bis auf diesen Tag zur ersten Anbahnung der Beziehungen mit Geschenken heran. Jedes Palaver mit König Coffi und König Bell, wurde mit einem Geschenk eröffnet.

Als Isabella von Kastilien eines Tages auf einer Reise von katalanischen Webern ein Dutzend seidener Strümpfe überreicht wurde, herrschte sie die Deputation zornig an mit den Worten: eine Königin von Spanien hat keine Beine. Ob die Camerera mayor nicht die Strümpfe behalten und die Königin sie schließlich getragen hat, weiß die Geschichte nicht zu erzählen. Ich vermuthe es aber. Umgekehrt zu diesen Strümpfen sind in alten Zeiten Handschuhe eines der beliebtesten Geschenke bei Königinnen und sogar bei Königen gewesen. Namentlich in den Aufzeichnungen des englischen Hofhaltes nimmt diese Besonderheit einen großen Platz ein. Die ersten parfümirten Handschuhe brachte Eduard Vere, Graf von Orford, der Königin Elisabeth aus Italien im 15. Jahre ihrer Regierung mit. Stow, der Chronist, beschreibt sie ausführlich; sie waren bestickt mit vier Rosetten aus bunter Seide, der Parfüm aber, mit dem sie versehen waren, hieß von da an Lord Orfords Essenz. Die Königin fand an diesem Luxus solchen Geschmack, daß sie, die im Nehmen sehr stark war, immer von Neuem zu solchen Geschenken ermunterte. In Nichols Progresses of Queen Elizabeth sind von 1577—78 verzeichnet: zwei Paar von Lady Mary Grey; ein Paar, parfümirten mit 23 Goldknöpfchens, von Lady Mary Sidney; von Petro Lupo, von Joseph Lupo und von Cäsar Caliardo je ein Paar. Auch unter der Königin Maria kehren die Verzeichnisse der geschenkten Handschuhe immer wieder. Antonio Perez, der nach der Ermordung Escovedo's nach Paris geflüchtete Minister Philipp's II., begleitete seine Bettelbriefe an Heinrich IV. mit Geschenken parfümirter Handschuhe. Spanien, nicht Italien, hatte diesen Luxus zuerst eingeführt, guantes de polvillo. In Spanien sagt man statt Trinkgeld und Pourboire auch para guantes, für ein Paar Handschuhe.

Geschenke hießen ferner in Frankreich die großen Steuern, welche von weltlichen and geistlichen Körperschaften eingetrieben wurden; ja sie wurden sogar ausdrücklich in der Amtssprache als nicht geschuldete, freiwillige Geschenke bezeichnet, dons gratuits — ein Beweis, wie Botmäßigkeit und Schenken zusammengehen. Auf diesem Gebiet des Tributgebens verdiente die Besonderheit des Geldschenkens eine eigene Betrachtung. Aber sie würde uns zu sehr in die Breite führen, und einen großen Abschnitt daraus hat überdies Ihering in seiner Studie über die Trinkgelder behandelt. Auch hier gilt die Regel des Lebens, daß, was im Kleinen herabdrückt, im Großen ehrt, wie der Unterschied vom Einstecken silberner Löffel und ganzer Länder bekanntlich lehrt.

Eine große Erleichterung für zartes Geldschenken hat die moderne Erfindung des Papiergeldes verschafft, welche von der plumpen Darreichung des schweren Metalls entbindet. Talleyrand erbat sich eines Abends die Erlaubniß, der Sängerin Damoreau-Cinthie die Locken aufwickeln zu dürfen. Als sie des Morgens ihre Papilloten löste, waren es lauter Banknoten von tausend Francs.

Merkwürdig ist, wie verschieden die verschiedenen Beweggründe zum wohlthätigen Schenken wirken. Dauerndes stilles Elend regt lange nicht so sehr zur Freigebigkeit an, wie einmalige, große Katastrophen. Ueberschwemmt oder verbrannt zu werden ist beinahe ein vortheilhaftes Geschäft. Zwei Umstände wirken hier zusammen: einerseits die Dankbarkeit des Publikums für die genossene Sensation, andererseits der Gedanke: das hätte auch dir passiren können. Die Sammlungen nach dem Brand des Wiener Theaters brachten bekanntlich so viel auf, daß man in Versuchung kam, die entferntesten Verwandten der Opfer damit auszustatten.

Das Zuvielgeben hat nicht nur in dem Massengeben seine Gefahr, auch in dem wohlbedachten Geschenk des Einen an den Andern lauern Klippen. Ein süddeutsches Volkssprichwort sagt: „Zu viel Ehr' ist eine halbe Schand'." Man darf den Empfänger nicht unter der Wucht des Wohlwollens erdrücken. Auch zu viel Dank ist eine Quelle von Undank.

Die deutsche Sprache ist von den großen europäischen nebst der griechischen die einzigste, welche ein besonderes Zeitwort für Schenken hat. Die Lateiner wie die Romanen gebrauchen dafür nur das Wort Geben, wogegen es an Substantiven nicht fehlt, wie Present cadeau, regal u. s. w. Die Deutschen haben die Bezeichnung der Freigebigkeit von ihrem Lieblingsgeschäft, dem Trinken, hergenommen. Schenken ist dasselbe wie Einschenken, der ältesten und nächstliegenden Art der Altvordern, einen Liebesdienst zu erweisen. Der Stamm des Wortes ist das ausgehöhlte Bein, sceonca, welches als Laufrohr am Faß diente, wovon das Zeitwort sceencan, einschenken (derselbe Stamm ist in Schenkel und in Schinken). Im alten Französischen kommt, dem nachgebildet, das Wort chinquer vor, gleichbedeutend mit Zechen, ohne Zweifel durch die deutschen reitres eingebürgert, wie trinquer, Zutrinken, und un Wiedercome, ein Humpen. Auch Echanson, der Mundschenk, kommt aus dem Deutschen.

Weihnacht auf dem Friedhof.

Aus der Gedichtsammlung „Deutsche Klänge" von Paul Julius Immergrün.

Am heil'gen Weihnachtsabend
Zum Friedhof still und leis'
Schleicht weinend eine Mutter
Mit einem Tannenreis.

Sie hat ihn bald gefunden, —
Sie weiß ihn ja so gut, —
Den kleinen frischen Hügel,
Darunter ihr Kindlein ruht,

Hier pflanzt sie in heil'ger Stille
Das Bäumchen in den Sand,
Und schmückt es mit bunten Kerzen
Und mit Gaben allerhand.

Und als der Glanz der Kerzen
Den Hügel licht umfließt,
Sich aus der Mutterseele
Die Liebe also ergießt:

Heut könnt ich nimmer vergessen,
Du lieber Knabe mein,
Die Zeit, da Du noch spieltest
Hier um Dein Mütterlein.

Du faßest, müd' vom Spielen,
Wenn's dämmerte, still bei mir,
Und Mütterlein erzählte
Vom heil'gen Abend Dir.

Vom lieben Weihnachtsengel
Der niedersteigt zur Erd',
Und allen guten Kindern
Viel Gaben schön beschert.

Und hatte ich Dir versprochen,
Daß, wenn Du fromm würd'st sein,
Auch Dir was bringen werde
Das Weihnachtsengelein;

Dann sank Dein müdes Köpfchen
In meinen Schooß hinein,
Und so in süßer Hoffnung
Allabendlich schlief'st Du ein.

Nun ist es heil'ger Abend,
Dich aber deckt das Grab;
Doch kam ich, Dir zu halten,
Was ich versprochen hab!

O freue Dich, lieber Knabe,
Der Du im Himmel bist!
Dein Mütterlein auf Erden
Dich nimmermehr vergißt.

* * *

Es feierten bei ihren Kindern
Viel Mütter, arm und reich;
Doch keine war so traurig
Und so selig' auch zugleich.

— So Mancher zieht zur Glücksjagd aus
Für viele Wochen —
Und just ging er vom Hause fort
Da hat's vergebens bei ihm vorgesprochen.

— Ein komischer Kauz. Im Dorfe Marienthal bei Zwickau lebte im Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Bauersmann Namens Johann Böhme, der überall als Spaßvogel bekannt war und durch seine heitere Laune bei Festlichkeiten im Dorfe ein unentbehrlicher Gast geworden war. Trotzdem überfiel ihn Lebensmüdigkeit und er beschloß, freiwillig aus dem Diesseits zu scheiden, dies aber, seinem Rufe entsprechend, als rechtschaffener Lustigmacher zu thun. Am 11. April 1733 kam sein Weib vom Felde nach Hause und fand die Stubenthüre verschlossen. Als diese zuletzt mit Gewalt geöffnet wurde, bot sich den Eintretenden ein seltsamer Anblick. Johann Böhme hing erdrosselt an einem eisernen Haken. Er hatte sich, wie das auf dem Tische stehende Barbierzeug bewies, erst fein rasirt und dann für den Weg in's Jenseits wunderliche Toilette gemacht. Nachdem er mehrere Pfühle und Kissen um den Leib gebunden, hatte er neun Weiberröcke übereinander angezogen, ein schwarzes Wamms angelegt und zugeschnürt, darunter zwei Paar Aermel befestigt und vorn die Spitzen hervorgezogen, ferner sieben Schürzen, drei blaue, eine schwarze und eine weiße vor den Leib und zwei blaue über den Rücken gebunden, drei Halstücher umgelegt und zwei um den Kopf geschlungen, vier Hauben und darüber die gute Pudelmütze seiner Frau aufgesetzt und ein Paar Bärlatschen an die Füße gezogen. Die Hände steckten in dem Sonntagsmuff der Frau. Wie zu einem Maskenscherz, hatte sich Johann Böhme zum Tode bereitet. Weil er immer in gutem Rufe gestanden und einen christlichen Lebenswandel geführt, wurde sein Leichnam nicht unter dem Galgen, sondern in einem Winkel des Gottesackers verscharrt.

— Wink mit dem Zaunpfahl. Studiosus Bummel schließt einen Brief an seinen Vater mit den Worten: „Mir wäre es sehr lieb, wenn Du mir umgehend Antwort per Postanweisung zukommen ließest!"

— Kleiner Unterschied. Max: „..Da wird aber Dein Vater einen panischen Schrecken gehabt haben, als Du vom Apfelbaum heruntersielst?" — Fritz (kläglich): „Nein, das nicht, aber einen — spanischen Stecken!"

— Nix Ordentliches. — Seht, da behalte ich wieder einmal recht. Als Schmalzhuber's Roderich noch ein ganz kleiner Bub war, hab' ich schon gesagt, aus dem wird im Leben nix Ordentliches! — Nun, was ist er denn geworden? — Staatsanwalt!